



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kühn, Emil: Reichsländische Zeitfragen : 4. Volksüberschätzung und
Volksschmeichelei

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auswärtige, d. h. allgemein-deutsche Politik des Königs. Stüve bekam das Departement des Innern und wurde nicht in jener ereignisvollen Nacht, sondern erst am 21. durch einen Kurier aus Osnabrück gerufen, und nach vielen Schwierigkeiten konnte das Ministerium sich am 23. dem Könige vorstellen. Stüve endlich war weder ein lärmender Demagoge, noch sah er sich für einen gekrönten Märtyrer an, sondern er war ein in stiller Arbeit aufgewachsener, konservativer und königstreuer Mann, der sich entsetzen würde, wenn er wissen könnte, daß er und sein liebes Hannoverland zu einem solchen Zerrbild für die Nachkommen hat herhalten müssen.

Das also nennt man Geschichte fürs Volk schreiben. Es ist weder historisch, noch volkstümlich, sondern burlesk. Allerdings ist dieser Abschnitt über Hannover wohl der unvoretheilhafteste in dem Buche von Blum, das im übrigen auch seine Vorzüge hat. Diese bestehen in einer übersichtlichen und leicht faßlichen Erzählung der Ereignisse und in den vielen zeitgeschichtlichen Dokumenten als Beilagen: Zeitungsblätter, Flugschriften, Karikaturen. Es war ein dankbarer Stoff. Aber wir Deutschen zeigen leider oft einen unentwickelten Geschmack, man hätte wünschen mögen, dieses erste Buch über das tolle Jahr wäre einfacher, edler, vornehmer, kurz weniger im Volkskalenderstil geschrieben worden.



Reichsländische Zeitfragen

Von Emil Kühn

4. Volksüberschätzung und Volksschmeichelei



Im Reichslande ist es seit dem Statthalter von Manteuffel üblich geworden, daß der Statthalter während der jährlich wiederkehrenden Tagung des Landesausschusses dessen Mitglieder einmal in corpore zur Tafel ladet. Während der Tafel oder gleich nachher hält dann der Statthalter eine Rede, die vom Präsidenten erwidert wird. Die Rede unsers stellvertretenden Staatsoberhauptes hat in der Regel ein zugleich politisches und intimes Gepräge. Er steigt zwar darin nicht unmittelbar auf den parlamentarischen Kampfplatz herab, nähert sich ihm jedoch mehr als in dem feierlichen Staatsakt der Eröffnungsrede und benutzt die Gelegenheit, sich in ungezwungener Weise über das auszusprechen, worauf er besondern Wert legt. Das Ganze ist eine Nachahmung der parlamentarischen Abende bei Fürst Bismarck, ist aber, örtlich betrachtet, insofern anders und wichtiger, als der Statthalter herkömmlicherweise an den Parlamentsverhandlungen nicht teilnimmt und deshalb fast nur auf diesen Anlaß angewiesen ist,

sich in seiner Eigenschaft als Minister des Kaisers auszulassen. Daß dabei diese Eigenschaft mehr hervortritt als die halb landesherrliche Stellung des Statthalters, ist von unsrer Presse richtig erkannt worden, denn voriges Jahr, wo der Statthalter einige sehr wohlgemeinte, aber eindringliche und scharfe Bemerkungen gegen die maßlose Preßheze einflocht, hat der stellvertretende Präsident Saunz heftige Vorwürfe zu lesen bekommen, weil er in seiner Antwort nicht die angegriffne „Freiheit“ verteidigt habe. Auch im Landesausschuß ist die Sache, wenn auch mehr indirekt, zur Sprache gekommen, und der Staatssekretär von Puttkamer hat „Chamade“ geblasen. Übrigens vergeblich, denn die Bewegung „zittert“ noch jetzt manchmal nach.

Es handelt sich um eine Form, wie der Statthalter seine ministeriell verantwortliche Meinung äußert, es gilt also davon wie von jeder Form das Goethische Wort, daß alles, was besteht, wert ist, daß es zu Grunde geht. Das Wort trifft auf diese Form sogar in besonderm Maße zu, denn als regelmäßige Einwirkung kann sie nicht dienen, und bei ihrer Seltenheit kann sie nicht wirken; sie zieht, sobald ihr, wie voriges Jahr, ein kräftiger Inhalt gegeben wird, den Statthalter in den Tagesstreit und in dessen häßliche Folgen, ohne daß der sachliche Gewinn entsprechen könnte. Dieser verflüchtigt sich schnell, während jene fortbauern und sich mit der Zeit eher verschärfen. Es ist nicht anders: wenn der Statthalter auch als Minister wirken will, und das soll er nach dem Zweck seines Amtes, so muß er an den Ministertisch des Landesausschusses; kann er sich dazu nicht entschließen, so behält er vom Minister nur die rechtliche und politische Verantwortlichkeit, aber nicht das Wesen des ministeriellen Einflusses. Dieses muß er dann dem Staatssekretär und den Unterstaatssekretären überlassen, und da kann es nur schaden, wenn er selber gleichsam stoßweise als Minister auftritt, wie alles, was den Eindruck der Laune oder Belleität macht, die notwendige Stetigkeit des öffentlichen Lebens beeinträchtigt. Im Landesausschuß würde sich natürlich die Aktivität des Statthalters auf wichtige Fragen beschränken, und auch da wäre es nicht geboten, oft einzugreifen, das verbietet sich schon wegen der fast landesfürstlichen Würde des Statthalters; wohl aber wäre ein ähnliches Verhalten angebracht, wie es der jetzige Reichskanzler im Reichstage beobachtet. Da erscheint es vielen anfechtbar, als Vorbild für unsre Verhältnisse dagegen ist es mustergiltig, und es ist zu bedauern, daß der Reichskanzler als Statthalter von seinem eignen Rezept keinen Gebrauch gemacht hat. Dem Landesausschuß und sich selbst würden der Staatssekretär und die Unterstaatssekretäre wieder als das vorkommen, was sie staatsrechtlich sind und politisch gedacht waren: als Ministergehilfen, nicht als Minister, als Adjutanten des Statthalters, nicht als seine Vertreter. Auf den Landesausschuß insbesondre würde eine kurze, Wort für Wort überdachte, von jedem Überschwang freie Rede des kaiserlichen Stellvertreters als Herrenwort wirken. Auch nach der Rede

würden die Mitglieder in der fortdauernden Anwesenheit des Statthalters das Auge des Herrn auf sich ruhen fühlen; sie wissen als Anhänger französischer Geistesbildung sehr genau, was l'œil du maître bedeutet. Es wäre die Rückkehr zu dem, was durch die Statthalterverfassung beabsichtigt war, aber in der Entwicklung verloren gegangen ist, die ich in meinem vorjährigen Grenzbotenartikel über Kleinstaaterie und Sondergeist im Reichslande dargelegt habe. Diese Entwicklung macht aus Elsaß-Lothringen etwas ganz anderes, als das deutsche Reichsland sein darf, nämlich einen absonderungsfüchtigen Kleinstaat mit französischen Mäuren, wo sich überdies die verschiednen „Faktoren“ des Staatslebens immer planwidriger zur Gesamtheit und zu einander stellen. Der Statthalter wird immer ausschließlicher stellvertretender Landesherr, die Ministerialdirektoren steigen zu wirklichen Ministern auf, und der Landesausschuß, den sein Schöpfer, Fürst Bismarck, als Spitze der Selbstverwaltung dachte, macht das Verwalten immer schwerer und erhebt Ansprüche, zu denen weder unsre räumlichen und staatsrechtlichen Verhältnisse stimmen, noch sein geistiges Kapital, noch seine zunehmende Unpopularität. Die Träger der eigentlichen Staatsarbeit ferner, die Beamten, lassen sich, je länger je mehr, zu employés herunterdrücken. Die nicht notable Bevölkerung endlich bleibt unter solchen Umständen, sollten ihr auch noch mehr „Freiheiten“ gewährt werden, in allem der leidende Teil. Es ist eine arg verkehrte Welt, aber, nicht zu übersehen, verkehrt im Sinne der Volkswohlfahrt, der Staatsautorität und deutscher Fortschritte. So sieht es aus, wenn man den Dingen auf den Grund geht, die Oberfläche hat natürlich ein erfreulicheres Gesicht und nimmt sich sogar manchmal recht hübsch aus, z. B. dann, wenn der Kaiser ins Land kommt.

Auch in diesem Jahre hat der Statthalter den Landesausschuß zu sich geladen und die dabei übliche Rede gehalten. Er hat jedoch das politische Gebiet diesmal nur allgemein gestreift und in der herzlichen Art, die ihm natürlich ist, die Gelegenheit darauf zugespitzt, den Präsidenten des Landesausschusses zu feiern, der als solcher mit der von ihm geleiteten Versammlung gerade jetzt fünfundzwanzig Jahre thätig ist. Herr Dr. von Schlumberger verdient in vieler Hinsicht das gespendete Lob, denn er ist ein tüchtiger Präsident, und jedenfalls der beste für die eigentümlich zusammengesetzte Vertretung. Ganz ähnlich wie Herr von Puttkamer für unsern Landesausschuß der beste Staatssekretär ist. Beide Herren bewegen sich auf diesem nicht leichten Boden mit bewunderungswürdiger Sicherheit: Herr von Schlumberger mit ansprechendem Humor, Herr von Puttkamer mit halb versteckter, halb verdrossen herausgekehrter Überlegenheit im Debattiren. Aber wie in unsern Reihen kaum ein ernst denkender Mann zu finden ist, der die Amtsführung Herrn von Puttkamers für einen Segen hielte, so ist unser Landesausschußpräsident wohl der für uns brauchbarste und bequemste der Notabeln, aber im entscheidenden

Wesen doch nicht anders als die übrigen Notabeln. Er ist nicht weniger gegen unsre Staatsauffassung eingenommen, namentlich gegen den trotz aller Irrungen immer wieder hervorbrechenden Ernst, womit wir die staatsbürgerliche Gleichheit wahrzumachen suchen, aus dem Nebel der Phrase in Wirklichkeit umsetzen. Er soll sich sehr scharf gegen die jetzt einzuführende Kapitalrentensteuer aussprechen; das ist glaubhaft und dem mehrfachen Millionär ja nicht zu verdenken, aber etwas Wasser in den Wein des übersprudelnden Lobes würde weder für diesen „Ernstfall,“ noch sonst schaden. Um noch einiges andre anzuführen: Herr Dr. von Schlumberger, ein wirklich gebildeter Mann, schriftstellert nicht bloß in französischer, sondern auch in deutscher Sprache, aber in seinem Hause herrscht französisches Wesen wie nur in irgend einem Fabrikantenheim, und er duldet es, daß seine Enkel vor dem Militärdienst nach Frankreich flüchten, was sich offiziell Entlassung aus der Staatsangehörigkeit vor dem vollendeten siebenzehnten Lebensjahre nennt.

Vergleichen hindert ja nicht, Herrn Dr. Schlumbergers und anderer Thätigkeit zu schätzen und der Schätzung Ausdruck zu geben, es sollte uns jedoch vor Überschätzung bewahren. Nirgends mehr als in Elsaß-Lothringen ist es gefährlich, aus den Leuten zu viel zu machen. Es geht immer auf unsre Kosten; je höher die Stelle, von der es ausgeht, desto größer die Gefahr. Je aufgekнопfter wir sind, desto zugeknöpfter werden sie; davon macht keiner eine Ausnahme. Auch dem Statthalter gegenüber wird darnach gehandelt, obgleich natürlich ein so einflußreicher Mann, ein so vornehmer Herr noch dazu, immer nur das freundliche Gesicht des Januskopfes zugewandt bekommt; auch der optischen Täuschung wegen, auf die gehofft wird: es gäbe gar kein andres Gesicht. Beim Statthalter von Manteuffel nahmen seinerzeit manche Notable noch einen wehleidigen Gesichtszug zu Hilfe, sodaß sein Herz zerschmolz und nur bei den Leiden seiner „Kerls“ die Diamanthärte des Soldaten bewahrte.

Fürst Hohenlohe-Langenburg ist äußerlich und innerlich vornehmer, wie es schon sein Stammvater und unmittelbarer Vorgänger war. Für ihn war es daher nur eine verbindliche Wendung, als er in dem weitem Verlauf seiner Tischrede die Mitglieder des Landesausschusses gleichsam um Entschuldigung bat, daß sie in dieser Tagung soviel Vorlagen zu erledigen hätten. Nur wird es auch dafür aus dem Wald kaum wieder so herauschallen, wie es hineingeschallt hat; es ist sehr leicht möglich, daß die Quittung in dem Hinweis auf ein schweres Opfer erteilt werden wird. Und die Herren tagen doch so gern, wie ich von früher her zu wiederholen habe. Nicht so sehr wegen der Diäten (20 Mark täglich), obgleich auch diese willkommen sind, als deswegen, weil während der Tagung die Quelle, aus der unser Landtag gespeist wird, die Notabilität, noch mehr gilt als sonst. Mich, und sicher nicht mich allein, erinnert dieser Zeitraum immer an das, was wir unter dem Statthalter von Manteuffel das ganze Jahr hatten. Ein Beamter z. B., der seine Pflicht thut,

aber dadurch, wie das so vorkommt, unbequem wird, wird vom Regierungstisch aus bestenfalls nur matt verteidigt, und wenn, wie ganz vor kurzem, der Angriff auf den einen, nicht einmal genannten Beamten offenbar auf die ganze Beamtenkategorie gemünzt ist — es handelte sich wieder einmal um die Forstpartie —, so wird ja der Angriff zurückgewiesen, aber nicht so, daß dem Angreifer die Lust zur Wiederholung verginge. Als derselbe Abgeordnete voriges Jahr eine Variation der luxemburgischen Nationalweise: „Wer welle kenne Prüsse sin“ zum besten gab, wurde die Ungehörigkeit gar nicht gerügt. Ich bin seit 1881 im Lande, habe aber während der ganzen Zeit nur an einem unsrer Minister wahrgenommen, daß er im Landesausschuß immer nur echtes Deutsch gesprochen hätte; das war der jetzige Oberpräsident Studt, der bloß etwas zu bürokratisch war. Also, unsre Abgeordneten haben es in ihrem Sinne ganz gut, wenn sie recht lange tagen, es ist nicht nötig, es ihnen zum Verdienste anzurechnen. Oder spricht für das Gegenteil der Umstand, daß in dieser Session, außer der Eröffnungssitzung vom 10. Januar, bis heute — den 21. Februar — sechs Sitzungen abgehalten worden sind: am 18. und 19. Januar, am 1., 2., 15. und 16. Februar? Wenn das Tagen der Kommissionen die Thätigkeit des Plenums ausschließen sollte, so ist das ein Beweis mehr für meine früher ausgesprochne Behauptung, daß der Landesausschuß seinem Namen und seiner Mitgliederzahl nach nichts als eine größere Kommission ist, die wohl daran thäte, die Vorberatung der meisten Vorlagen, namentlich die des sehr gleichmäßig bleibenden Staatshaushalts, in das ganze Haus zu verlegen. Die diesjährigen Vorlagen zumal sind größtenteils fertig vorgethane Arbeit, bei der es Annehmen oder Ablehnen, aber kaum Amendiren heißt. Wenn darnach verfahren würde, so hätten unsre Landboten in der That Gelegenheit, den Eifer und die Hingebung zu bewähren, die der Statthalter in einer weitem Wendung seiner verbindlichen Tischrede an ihnen gerühmt hat.

Unser jetziger Statthalter hat diese Gewohnheit, die Menschen und Dinge in unserm Lande, soweit sie „einheimisch“ sind, in vergrößernder Perspektive zu sehen, als etwas fertiges überkommen, und es ist begreiflich, daß er sie fortsetzt. Aber einmal wird damit gebrochen werden müssen, es ist doch zum wenigsten eine Verwöhnung; je eher also, desto besser. Wenn es erlaubt wäre, als Pessimist zu rechnen, so möchte man fast wünschen, daß der Landesausschuß so verblendet wäre, die Kapitalrentensteuer abzulehnen. Dann freilich würde auf die wirklichen Verhältnisse starkes Licht fallen; auf kleinem Raum dem entsprechend, was der Reichstag wagt, wenn er die Flottenvorlage zurückweist oder verstümmelt. Wahrscheinlich ist allerdings die Ablehnung nicht, denn nach dem verhältnismäßig entschiednen Tone zu schließen, womit Herr v. Puttkamer bei der allgemeinen Budgetdebatte das Gerede von Diktatur widerlegt hat, ist der Regierung ihre besondere Stärke in der diesjährigen „Konstellation“ bekannt, und sie muß davon Gebrauch machen, ebenso sehr

wegen der bevorstehenden Reichstagswahlen wie wegen der Wichtigkeit und Gerechtigkeit der diesmal in Frage stehenden Steuerreform. Unser „Rentnerparlament“ wird in den sauern Apfel beißen müssen. Es ist nicht zufällig, daß in den diesjährigen Verhandlungen gar keine Frische und Lebendigkeit aufkommen will: die herannahende Entscheidung lastet schwer auf den Gemütern. Der Landesauschuß hat ja nicht bloß mit der gefürchteten Wahlreform, sondern auch mit der konkurrierenden Gesetzgebung des Reichstags zu rechnen; bei dieser würden das Zentrum und die Demokratie die Hilfe versagen müssen, die sie in der üblichen Sedenausgabe von Reichstag zu einem Entrüstungsturm auf die „Ausnahmegesetzgebung“ gern hergeben. Das weiß die Opposition gegen die Steuerreform sehr genau. Wenn diese trotzdem fallen sollte, so trägt die stets gezeigte Überschätzung einen großen Teil der Schuld daran, weil sie als Schwäche gedeutet wird. Als Schwäche werden auch solche Konzessionen wie die Petrische Ernennung und die Mitwirkung von Abgeordneten bei der Gesetzesausführung angesehen. Sie hemmen, statt vorwärts zu helfen. Vorwärts bringt uns nur gleichmäßige und sich immer gleichbleibende Festigkeit, verbunden mit der bestimmten Erklärung, daß wir in Deutschland nur deutsche Interessen kennen. Das allein wirkt auf die „Einheimischen“ und wird sie in Deutschland einheimisch machen.

Wir haben überhaupt im Reichslande und mit dem Reichslande zu viel Gefühlspolitik getrieben. Da unser Gefühl nicht das allein zulässige starkerherzigen Wohlwollens war, so haben wir zu Surrogaten gegriffen. Zweierlei vornehmlich ist immer im Schwange gewesen und hat darum einen dauernden Niederschlag abgesetzt: unsre Volksschmeichelei an die „einheimische“ Adresse, und für unser eigenes Teil eine Selbstbescheidung, die wohl noch nie an einem Eroberer erlebt worden ist. Es fällt einem schwer, es zu sagen, aber unsre Selbstbescheidung hat sich oft zu nationaler Selbstverleugnung gesteigert, die Volksschmeichelei dagegen traf auf einen dafür nur zu wohl vorbereiteten Boden, denn in der Selbstüberschätzung waren die Elsaß-Lothringer echte Franzosen geworden. So haben wir denn durch die Volksschmeichelei die Elsaß-Lothringer in der Meinung bestärkt, sie wären etwas besseres als andre, und sie könnten immer beanspruchen, ohne etwas dafür zu leisten, während wir durch den andern Fehler uns selber der gepriesenen Vortrefflichkeit zum abschätzigem Vergleich angeboten haben. Wir sind es, und von uns untrennbar das deutsche Wesen, wogegen man sich besser dünkt. Das ist in der langen Zeit zur zweiten Natur geworden, und um so mehr, als das innere Deutschland nur sehr wenigen genauer bekannt wird. Es handelt sich auch um keine mehr oder weniger häufige Erscheinung, sondern um eine Volkseigenschaft und um ein Stück von Gemeingefühl. Darin stimmen Kompatrioten und wirkliche Landesleute vollständig überein, mag auch die Äußerung der übereinstimmenden Empfindung Abstufungen zeigen und je nach Umständen größere oder geringere

Rücksichten nehmen. Wer von uns irgend einen Notabilitätstitel aufzuweisen hat, hat für seine Person als „Schwob,“ „Ditscher,“ „Prussien“ nicht viel zu leiden, der Statthalter, die Ministerialvorstände, die Bezirkspräsidenten und sonst mächtige Leute spüren an sich selber gar nichts davon, aber der machtlose Unterbeamte, der kleine Gewerbetreibende, der eingewandert ist, der Arbeiter oder Diensthote aus Altdeutschland um so mehr. Freilich kommen die Klagen nicht leicht an die große Glocke oder an die Öffentlichkeit, denn sie sind unbequem, und das fällt für die Dienstauffassung nur zu leicht mit Ungehörigkeit zusammen, während es von der Presse einfach totgeschwiegen wird, auch von der demokratischen und klerikalen, die von Volksfreundlichkeit überfließen. Wer da glaubt, die Ausbildung des Journalisten gehe dahin, die Wahrheit mit Ernst und Geschmack zu sagen, irrt sich, das ist Nebensache; etwas höher steht schon die Fähigkeit, das, was bequem und gelegen kommt, aufzuspüren und aufzuputzen, am höchsten steht, omne tulit punctum, wer darin Meister ist, mit Verstand und Eleganz das Unbequeme totzuschweigen. Etwaige Regungen des Gewissens werden an Monopolen und ähnlichen Fesseln der „Freiheit“ ausgelassen. So ist es oder wird es überall; im deutschen Reichsland zumal sind deutsche Leiden immer verpönte Artikel gewesen. Und doch sind sie recht zahlreich, und zwar im ganzen Lande, denn die Rehrseite unsrer Volksschmeichelei und der damit verwandten „Schonung der Gefühle“ kommt überall zum Vorschein, in Form von meistens recht unfreundlichen Quittungen. Darin sind auch Elsässer und Lothringer ganz gleich, nur daß es beim Elsässer leicht schroffer, beim Lothringer in der Regel vorsichtiger herauskommt. Sa man muß sagen, dieses unerfreuliche, gegen uns gerichtete Gemeingefühl sei, außer der französischen Vergangenheit, das einzige, was die beiden Volksstämme innerlich verbindet, die sonst so verschieden, einander sogar unsympathisch sind. Und dann, nicht die gewiß vorhandenen, sogar mannigfaltigen Vorzüge beider Volksstämme sind es, die durch die Schmeichelei gepflegt werden.

Politisch spricht vor allem das neue Band mit, das wir zwischen Elsässern und Lothringern angeknüpft haben. Wahrlich, ein erfreuliches, uns zur Ehre reichendes Band aus deutscher Zeit! Dürfen wir hoffen, es wieder zu befeitigen? Doch nur dadurch, daß wir aus uns mehr und aus den Leuten weniger machen; daß wir uns darauf besinnen, jede Regierung müsse einen mächtigen Eindruck machen, imponiren, welche Mittel sie auch sonst anwende. Daß wir uns nicht an die niedrigen, sondern an die edeln Regungen der Volksseele wenden, die Volksschmeichelei dagegen, die doch ebenso unwürdig ist wie die Schmeichelei vor dem Thron, ein für allemal abthun, mit echtem nationalen Selbstgefühl vertauschen. Und wir alle müssen darnach trachten und leben, die Regierenden sowohl wie die, deren Lebenskreis nicht so hoch, aber der Bevölkerung näher steht. Es darf auch nicht mehr die jetzt so häufigen

Separatfrieden und Separatbündnisse geben, denn auch sie gehen immer auf deutsche Kosten, so wohlgemeint sie sein mögen; wir brauchen Zusammenhalt und Tradition. Das alles brauchen wir nicht allein als Sonntags- und Feststimmung, sondern auch als Geleit des Alltags, wo es bei wirklicher Arbeit und im regelmäßigen Verkehr beiderseits die Herzen befruchtet und eine langsam, aber stetig wachsende Ernte verheißt. Bis dahin wird das Übel weiter wuchern und keine aufrichtige Veröhnung aufkommen lassen. Unter anderm wird es dabei bleiben, daß, wer von uns auf den Sitz des Übels hinweist und zeigt, wie undeutsch und dem Deutschtum schädlich das ganze Treiben ist, als Chauvinist verschrieen werden darf, ohne daß die zu gleicher Pflicht gehaltenen den Vorwurf als Beschämung empfinden. Für die Eingebornen vollends, die sich uns von Herzen und ohne Vorbehalt zuwenden möchten, wirkt der jetzige Zustand wie eine Verfehlung.

Das zuletzt Gesagte zeigt sich gerade jetzt einer Schrift gegenüber, die Erwähnung und Beachtung verdient. Die Tägliche Rundschau in Berlin hat unter der Überschrift „Briefe eines Elßäfers“ eine Reihe von Artikeln über unsre Verhältnisse veröffentlicht und dann als Sonderabdruck hierher verschickt, wie es scheint besonders an Beamte. Der Verfasser hat sich nicht genannt. Er stammt aus einer altelßäffischen Familie, ist aber wirklich ein Deutscher geworden und fühlt Schmerz darüber, daß so wenige diesen geistigen Gewinn teilen. Da er die engere Heimat ebenfalls liebt, so drängt es ihn, die Ursachen der Vereinzlung zu untersuchen, und er thut es in würdiger Form, aber mit voller Offenheit, ohne Schminke, wo nötig gegen alle Beteiligten, gegen Altdeutsche und Neudeutsche. Was den Wert seiner Erörterungen betrifft, so ist der volksbeschreibende Teil, wie man ihn nennen könnte: seine soziale Landesaufnahme fast ausnahmslos vortrefflich; er bringt viel neues, man lernt von ihm, er beobachtet gut und kennt Land und Leute genau, ist auch in der Geschichte seines Geburtslandes zu Hause und weiß, was für dessen Entwicklung und jetzigen Zustand das französische Wesen zu bedeuten hat, wie unvereinbar die landesübliche Gallomanie mit der deutschen Gegenwart ist. Er versteht es auch, seine Beobachtungen und Gedanken lebendig und treffend auszudrücken; immerhin ist manchmal eine gewisse Unfertigkeit störend, die sich selbst nicht ahnt. Das gilt auch von den praktischen Anregungen, von der eigentlich politischen Seite überhaupt. Darin schwimmt der Verfasser mit der Mode und macht fast nur bei dem Stichwort: „Elß-Lothringen den Elß-Lothringern“ eine Ausnahme. Seine Opposition dagegen ist originell: „Man stelle einmal als allgemeinen Grundsatz auf, daß jeder deutsche Bundesstaat für jeden Beamten, den er ins Elß abgiebt, zur Übernahme eines Elßäfers verpflichtet ist.“ Die Opposition ist auch sehr scharf: „An dem Tage, wo das Wort »Elß den Elßäfern« als leitender Grundsatz unsrer Verwaltung aufgestellt wird, ist dem Deutschtum im Elß das Todes-

urteil gesprochen, hat Deutschland ein für allemal verzichtet, das Elsaß zu gewinnen.“ Die einschränkende Fassung des Stichworts hängt damit zusammen, daß der Verfasser Lothringen ganz außer Betracht läßt, der Grund, den er dafür anführt, er kenne diesen Landesteil nicht, macht seiner Gewissenhaftigkeit Ehre, aber für die politische Betrachtung ist Lothringen doch ein Drittel des Ganzen.

Die Exemplare des Manuskriptdrucks scheinen sehr zahlreich versandt worden zu sein, ich habe schon mehrere Beamte gesprochen, die es erhalten haben, und mir selbst ist es nach meinem letzten dienstlichen Wohnsitz geschickt worden. Nun sollte man meinen, unsre Presse müßte sich auf die kostbare Ware mit Eifer gestürzt haben. Weit gefehlt. Die Straßburger Post z. B. hat meines Wissens die Schrift nur in ihrem Briefkasten erwähnt, der Autorschaft wegen, und dann in einer Korrespondenz, die gegen die in der That zu schroffe Behandlung des Notariats eine Einsprache erhob, die ihresteils nicht weniger übers Ziel schoß. Die Straßburger Post ist allerdings entschuldigt, denn das Deutschtum des Elsässers ist nicht das ihrige, ihr ist der Kompatriot Dreyfuß wichtiger. Nur ein Kreuzer unsrer Preßflotte hat alle Segel aufgehißt: die „Heimat,“ Kapitän Hoffet. In seinem Zivilverhältnis ist Herr Hoffet evangelischer Geistlicher, seine Zeitung ist das Amtsblatt des politischen Protestantismus in Elsaß-Lothringen und gilt für deutschfreundlich, ein Auszug aus dem betreffenden Leitartikel ist auch sonst interessant. Ich führe die bezeichnendsten Stellen an.

„Kenner der hiesigen Verhältnisse wissen, daß bereits seinerzeit in den Grenzboten Artikel über das Elsaß erschienen sind, die ganz denselben Stempel tragen, dort aber nicht als anonyme schriftstellerische Kunstprodukte, sondern als mit voller Unterschrift versehene Abhandlungen auftraten. Daß der Verfasser der »Briefe eines Elsässers« kein Elsässer ist, braucht nicht lange bewiesen zu werden, ein Mann, der seinem Freunde schreibt: »die für das öffentliche Leben verhängnisvollste Eigenschaft des Elsässers ist seine Unzuverlässigkeit, seine — es muß heraus — Falschheit dem Nichtelsässer gegenüber« ist entweder der allerelendeste Tropf der Welt, oder aber er hat eben kein Elsässerblut in seinen Adern; denn man kann doch füglich bei der allergrößten Objektivität sich ein solches Zeugnis nicht selbst ins Stammbuch schreiben. Also mit den »Briefen eines Elsässers« ist es wieder einmal faul. . . . Der Verfasser der Briefe ist nicht der erste beste. Er hat eine umfassende Kenntnis der elsässischen Verhältnisse, hat es aber doch nicht verstanden, sich ganz in die Eigenart und in die komplizierten Verhältnisse derselben völlig einzuleben. Daher auch das obige Urteil, für das man ihm in einem weniger anständigen oder thatfächlich falschen Volksstamme wohl bei Nacht eine gehörige Tracht Prügel erteilt hätte, wo er doch bei den »unzuverlässigen und falschen Elsässern« unbehelligt seine Beobachtungen machen und niederschreiben konnte. . . .

Schwerer ist es allerdings, wenn einmal solche Urteile in der Öffentlichkeit Wurzel gefaßt haben, denselben zu widersprechen. Schöner wäre es gewesen, wenn der Verfasser, der die elsässische Gastfreundschaft genießt, und der sie in seiner Schrift auch lobend erwähnt, sich an diese Arbeit gemacht hätte. Es giebt ja in Deutschland der Blätter genug, die ihre Spalten mit Schimpfreden zu füllen pflegen, die irgend ein Gymnasiast oder ein schreibseliger Beamter, der sich zurückgesetzt fühlt, verfaßt. Wir wollen die »Briefe eines Elsässers« nicht zu dieser Kategorie von Erzeugnissen zählen, aber wir können sie auch nicht einreihen in die Zahl derjenigen, denen das Wohl unsrer kleinen Heimat die allererste Sorge ist." Zum Schluß heißt es von der Täglichen Rundschau: „Es handelt sich einfach um eine radaumäßige Reklame für das Organ, das sich zwar »unparteiische« Zeitung nennt, im Grunde aber nach Art der Revolverblätter für sich Stimmung machen will.“

Welche christliche Milde, welche Kraft der Beweisführung, welche edle Sprache! Das ist jedoch nebenächlich. Die Bedeutung des Artikels liegt in der schroffen Abweisung der unbequemen Wahrheit, in der charakteristischen Einkleidung des Einschüchterungsversuchs und in der Behauptung, daß wir Deutschen im Reichslande nur Gäste seien, denen als Dank für die Gastfreundschaft das Wohl der neuen Heimat die „allererste Sorge“ sein müsse. Unser Herrenrecht am Lande ist Herrn Hoffet ganz unbekannt, und es will ihm nicht in den Sinn, daß das Wohl des Ganzen höher steht als das des Teils. Kann man naiver und zugleich anspruchsvoller verblendete Selbstüberschätzung äußern und aufrufen? Das ist Verhärtung und Absonderung, nicht etwa ein Übergangspartikularismus, der sich mit der Zeit zu deutschem Patriotismus erheben könnte. Wenn die Sprache unsrer „Freunde“ so klingt, wie mögen unsre Gegner denken?



Ärztliche Plaudereien

Eine Erwiderung von einem Arzt



schon vor Wochen brachten Zeitungen mehr oder weniger eingehende Berichte über eine Sprechstunde en gros, die Geheimrat Professor Dr. Schweningen auf einem Vereinsabend „Berliner Presse“ abgehalten haben soll. So viel wir wissen, ist dies nicht die erste Plauderei, die dem Berliner Publikum von dem genannten Herrn geboten worden ist, und wenn wir nicht sehr irren, so waren auch die in frühern Jahren entwickelten Gedanken und — gebrauchten Kraft-